

Tadschikistan – Eine Reise zum Dach der Welt

In kleinen Schlucken genieße ich den dampfend heißen Tee, den mir Svetlana die Englischlehrerin von Alichur, gerade eingegossen hat. Nach der eisig kalten Nacht – selbst jetzt im August sind die Nächte hier im tadschikischen Hochland auf über 3500m Meereshöhe empfindlich frisch – bin ich froh, meine klammen Finger um den Becher schließen zu können. Svetlana hat mich zum Frühstück eingeladen in das kleine Häuschen, das sie mit den beiden Enkelöchtern bewohnt. Deren Eltern arbeiten wie so viele andere in Russland, schicken Geld und sind froh, die Kinder bei der Großmutter gut betreut zu wissen. Zum Frühstück gibt es außer Tee Fladenbrot, Yakbutter, Yaksahne und Kumys, vergorene Yakmilch. Zum Mittagessen ebenso, und auch als Abendbrot.

Im Hochland des Pamir ist kein Ackerbau möglich. Heiße, extrem trockene Sommer und sehr kalte Winter erlauben lediglich die extensive Nutztierhaltung. Doch nur wenige Tierarten können bei diesen klimatischen Bedingungen überleben: Yaks vor allem, daneben einige Schaf- und Ziegenrassen, die selbst auf den kargen, nur im Frühjahr grünen Grasmatten ausreichend Futter finden. Im Winter müssen Mensch und Hund die kleinen Herden gegen Wölfe verteidigen, die bei -50°C die Scheu vor den Menschen verlieren. „Über tausend Tiere wurden im letzten Winter geschossen“, erzählt meine Gastgeberin, und nicht wenige Hunde fielen den hungrigen Räubern zum Opfer, wenn sie vergeblich versuchten, ihre Herden zu verteidigen.

Die Nomaden leben sehr eng mit ihren Tieren zusammen, sind auf sie angewiesen wie diese auf die Menschen. Der getrocknete Dung wird verfeuert – anderes Brennmaterial gibt es in dieser baumlosen Gegend nicht -, die Wolle der Schafe und das Leder der Tierhäute zu Kleidung verarbeitet und zum Isolieren der Jurten verwendet. Und oft sind das Fleisch und die Milch der Tiere das einzige, was vor dem Verhungern bewahrt.

Tadschikistan, dieses kleine Land zwischen Usbekistan, Afghanistan, Kirgistan und China, ist wohl das ärmste, das ich auf meiner Reise durchquerte. Mit meiner Honda Dominator fuhr ich die sagenumwobene Seidenstraße entlang von der Türkei über die meist touristisch sehr wenig erschlossenen Staaten Zentralasiens bis hinein nach China. Diesen Weg hatte vor mir kaum ein westlicher Individualreisender legal wählen können – nur mit Glück und Charme war es mir an der chinesischen Grenze gelungen, die amtliche Reisegenehmigung zu erlangen. Dennoch war nicht China das Land, das mich am meisten faszinierte. In Zentralasien und gerade in Tadschikistan begegneten mir die Einwohner mit einer so herzlichen Gastfreundschaft, mit so einfühlsamer Hilfsbereitschaft und auch mit einer so entwaffnend offenen Neugierde, dass ich mich willkommen fühlte, sobald ich die Grenze überschritten hatte.

Noch in Usbekistan hatte ich mir einen weiteren Reservekanister besorgt und mein Gefährt randvoll getankt: Dass in Tadschikistan kaum Benzin zu erhalten wäre, wusste ich Gott-sei-Dank schon vorher. Tatsächlich waren die wenigen Tankstellen in diesem Land deutlich zu erkennen: an den vor dem Häuschen aufgestellten Weckgläsern, deren Inhalt in Farbe und Geruch auf Benzin schließen ließ. Und in größeren als diesen homöopathischen Dosen habe ich Sprit hier tatsächlich kaum erhalten.

Ich rechnete damit, in Tadschikistan ausschließlich in meinem Zelt zu schlafen, und um nicht schon in der ersten Nacht von meinem knurrenden Magen am Einschlafen gehindert zu werden, wollte ich in Pangakent, dem kleinen Ort gleich hinter der Grenze, eine Kleinigkeit essen. Wie erstaunt war ich, als mich der „Kellner“ auf Deutsch ansprach! Er hatte wohl einige Jahre in Deutschland gelebt, zuhause in Pangakent sei er Journalist und Gelegenheitsarbeiter. Erst wenige Sätze hatten wir gewechselt, da lud er mich zu einer Hochzeit ein, die noch an diesem Tag gefeiert würde. Zunächst reagierte ich sehr zögernd – ich kann doch nicht auf eine Hochzeit gehen, wo ich niemanden kenne! – aber der Mann ließ nicht locker, und so durfte ich als Ehrengast an diesem wichtigen Fest teilnehmen. Vorher

allerdings sollte ich mich ein wenig ausruhen, und so führte mich der kellnernde Journalist zu seinem Haus, wo ich von seiner Frau und Tochter herzlich begrüßt und traditionell mit Tee, Fladenbrot und Butter willkommen geheißen wurde. Mein Motorrad verbrachte den Rest des Tages im Innenhof unter reich tragenden Aprikosenbäumen.

Schließlich machten wir uns auf den Weg zum „Gemeindesaal“, in dem die Hochzeit stattfand. Wohl das halbe Dorf war eingeladen; in den traditionellen bunten Festgewändern wurde reich getafelt und ausgelassen getanzt; hingebungsvoll sprach die Verwandtschaft im Hinterzimmer dem Wodka zu. Lediglich das Brautpaar fastete während all der Stunden: In weißem Brautkleid und schwarzem eleganten Anzug standen die beiden würdevoll hinter dem Ehrentisch und dankten mit gelegentlichen Verbeugungen für die Segenswünsche und Geschenke. Welch seltsam anmutendes Ritual!

Am nächsten Morgen, nach vielfältigen Dankesbezeugungen von beiden Seiten, machte ich mich wieder auf. Fünfzig Prozent der Landesfläche liegen auf 3000 m Meereshöhe oder darüber, so dass nur an wenigen Stellen Getreide angebaut werden kann. Dieses wird mit der Sichel geschnitten und auf der Straße ausgelegt, wo die darüberrollenden LKWs dann die Körner dreschen. Auch zum Waschen der Teppiche ist die halbwegs ebene Fläche der Straße übrigens hervorragend geeignet!

Ein Abstecher durch die Fan Berge zum Ishkander Kul, einem kleinen See auf 2100 Meter Höhe, führte mich über eine katastrophal staubige Schlaglochpiste durch Schluchten und Täler zum 3372 Meter Hohen Anzob-Pass. Kurz nachdem ich eine besonders schwierige Stelle hinter mich gebracht hatte, erblickte ich eine kleine Chaikana, ein Teehaus, das direkt am Weg lag. Jetzt hatte ich mir eine kleine Stärkung redlich verdient! Doch der Besitzer, ein junger Familienvater, lud mich sofort ein, in seinem kleinen Anwesen zu übernachten. Zelten am Straßenrand sei hier viel zu gefährlich! Stolz stellte er mir seine acht Töchter vor (die Größte dürfte höchstens zehn Jahre alt gewesen sein) und fragte mich auf Russisch, ob ich denn etwas essen wolle. Nach einem langen Tag auf kaum befahrbaren Straßen konnte ich das nicht leugnen, und er pries mir das Hauptnahrungsmittel der Familie an: „Yatschoo!“ Nun konnte ich mich zwar inzwischen recht gut verständlich machen auf Russisch, und auch „Yatschoo“ kam mir bekannt vor, doch wollte mir die Bedeutung des Wortes einfach nicht einfallen. In seinem Eifer vollführte der Mann seltsame Bewegungen: eine Art Kniebeuge, wobei er mit dem Zeigefinger der linken Hand auf seinen Allerwertesten deutete? – Ich schüttelte verständnislos den Kopf. Da nahm er mich am Arm und führte mich in den kleinen Schuppen hinter dem Wohnhaus: zwei Dutzend Hühner gackerten hier fröhlich durcheinander, und jetzt kapierte ich endlich, dass er mich auf den Genuss eines riesigen Omeletts hatte vorbereiten wollen, das seine Frau in der Zwischenzeit für mich zauberte!

Gestärkt durch ein weiteres, das mir mein besorgter Gastgeber (der wohl ahnte, dass an diesem Tag Staub mein Hauptnahrungsmittel sein würde) zum Frühstück präsentierte, wagte ich mich wieder auf die Piste, die fast bis Dushambe meine volle Konzentration und Balancekraft forderte. Oft stürzten Bäche vom Steilhang links auf die Straße und rechts davon weiter ins Tal. Wie tief die Furchen sein würden, die das Wasser hier in die Piste gegraben hatte, war nicht abzusehen – doch es gab keinen Weg zurück: Mein Visum für Usbekistan war mit Verlassen des Landes verfallen, das Transitvisum für Tadschikistan auf ein Monat befristet. Also schickte ich ein Stoßgebet zum Himmel und balancierte das Motorrad vorsichtig durch den reißenden Bach...

Mein wichtigstes Ziel in diesem Land war Dushambe, die Hauptstadt, in der ich mich registrieren lassen musste, und meine Vorräte an Lebensmitteln (und hoffentlich auch an Benzin!) aufzufüllen gedachte. Bei Great Game Travel fand ich Unterkunft und auch das Road Permit, welches ich zwingend für die Weiterfahrt benötigte, konnte ich hier erstehen.

In Kalaichum, einem kleinen Ort südlich des Kaburabo Passes, sollte es nochmal Benzin geben, aus Fässern zwar, aber immerhin. Über die Oktanzahl wollte ich gar nicht erst

nachdenken. Danach führte die Route direkt am Panj entlang, dem Grenzfluss zwischen Afghanistan und Tadschikistan. Auf ca. 200 Kilometer Länge windet sich die Piste durch das enge Tal. Extrem karg ist hier die Landschaft zu beiden Seiten der Straße. Doch der Blick über den Panj lässt erahnen, dass zwischen diesen beiden Ländern Welten liegen: So arm Tadschikistan sein mag, das von Krieg und Drogenschmuggel, von Talibanherrschaft und Unterdrückung gebeutelte Afghanistan auf der anderen Seite des Flusses wirkt beinahe tot.

Irgendwann musste ich den Pamir-Highway doch erreichen, diese vergleichsweise gut ausgebaute Verbindungsstraße zwischen Usbekistan und Kirgistan! Doch bis dahin war ich allein unterwegs auf dieser schmalen, sich in Serpentinaen nach oben schlängelnden Zufahrtsstraße, die in Deutschland nicht einmal als Feldweg durchgehen würde. Gelegentlich wird die Eintönigkeit unterbrochen von einem kleinen Dorf oder ein paar Jurten, die wie hingestreut wirken in der Einsamkeit des Hochgebirges. Gemüse oder Obst gibt es hier oben nicht. Da ich darauf gefasst war, hatte ich in Dushambe, der Hauptstadt des Landes, kräftig eingekauft. Nicht nur die Kinder freuten sich, wenn ich anhielt, einige russische Worte mit ihnen wechselte und mich für die Einladung zum Tee mit ein paar Zwiebeln oder Tomaten bedankte. Immer wieder erlebte ich, wie die Frauen mich ungläubig anstarrten, wenn ich ihnen ein wenig Gemüse in die Hand drückte, sich dann ganz schnell umdrehten und fast in ihre Jurten rannten, um den kostbaren Schatz in Sicherheit zu bringen. Nicht dass ich auf die Idee käme, ihn zurück zu verlangen!

Alichur ist eines dieser Dörfer, und nach dem Frühstück präsentierte mir die Englischlehrerin ihre Schule: eine kahle Baracke ohne Glas in den Fenstern, in der der Unterricht nur im Frühjahr und im Herbst regelmäßig stattfinden kann. Im Winter ist der Aufenthalt nur erträglich, solange die Schüler Heizmaterial mitbringen können. Im Sommer sind die Lehrer mit ihren Herden im Hochland unterwegs. Das karge Gehalt, das der Staat seinen Lehrern zahlt, reicht nicht zum Überleben. So fehlen in Tadschikistan 6000 Lehrer, viele Kinder bleiben ohne Schulbildung – und damit ohne Chance, der Armut zu entfliehen...

Einige Kilometer weiter fiel mir eine Jurte auf. War das nicht eine riesige Satellitenschüssel, die da neben dem runden Zelt aus Filzmatten auf dem Boden stand? Ich hatte kaum den Motor abgestellt, als ein etwa achtjähriger Junge gefolgt von einem zotteligen Hund aus dem Zelt gelaufen kam. Gleich darauf tauchte ein älterer Kirgise im Zelteingang auf. (Du erkennst die Volkszugehörigkeit der Männer hier auf den ersten Blick: die weißen, schwarz bestickten Filzhüte der Kirgisen unterscheiden sich deutlich von den schwarzen, flachen Hütchen der Usbeken oder der Fellmütze der Tadschiken.) Mein Motorrad zieht die Menschen an wie das Marmeladenglas die Fliegen, und so war es auch hier: So wie ich als deutsche Touristin bestaunt wurde (Tourismus gibt es hier eigentlich nicht), erntete die vielgereiste, staubige und verbeulte Honda bewundernde Blicke. Natürlich folgte dem Staunen sofort die Einladung zu Tee und Fladenbrot – bei Sergej, dem Russischlehrer von Alichur mit der Satellitenschüssel neben dem Zelt auch die Einladung, zu bleiben. Gern nahm ich dieses Angebot an.

Die karge Landschaft hier hat es mir angetan: weite, mit hartem, braunem Gras bewachsene Steppen sind zu beiden Seiten gesäumt von den Gipfeln des Pamirgebirges: bis zu 7 500 m hohe, schneebedeckte Gipfel vor einem leuchtend blauen Himmel... Ich genoss die Gastfreundschaft des welterfahrenen Kirgisen: im Gegensatz zu den meisten Menschen seiner Generation hatte er das Dorf verlassen, hatte während des Studiums einige Jahre in Dushambe gelebt und war dann als Russischlehrer wieder zurückgekehrt. Er hat sich abgefunden mit dem einfachen, harten Leben hier oben, kümmert sich um seinen Enkel – auch dessen Eltern sind „weg“ – und um die anderen Kinder hier. Kritisch ist die Versorgung mit Lebensmitteln. Nur im Sommer findet alle paar Wochen ein Lkw den Weg hierher, bringt dann Getreide, Zwiebeln, Tomaten, Bohnen. Kostbarkeiten, die hier nicht gedeihen, die jedoch eine wertvolle Ergänzung des Speiseplans darstellen. Im Winter ist diese Gegend völlig abgeschnitten von der Außenwelt.

Wir sitzen in der behaglichen, mit Teppichen ausgelegten Jurte, als plötzlich das Brummen eines Dieselmotors an die Ohren dringt. Die Kinder springen auf, rennen nach draußen. Auch die Erwachsenen hat die Unruhe ergriffen. Ich folge den Kindern auf den Dorfplatz. Aus dem Führerhäuschen eines altersschwachen Lkw klettert der Fahrer, scheu stehen die Kinder in ihren bunten Pullovern und dünnen Plastikschlappen um ihn herum. Mucksmäuschenstill ist es, nur das Schniefen der Rotznasen unterbricht die erwartungsvolle Stille. Jetzt öffnet der Fahrer die Plane des Laderaums, hebt eine verbeulte blecherne Milchkanne von der Ladefläche. Er blickt sich lächelnd um, öffnet den Deckel. Ein gedehntes, vielstimmiges „ahhh!“ ist zu hören: Aprikosen, frische Aprikosen!

Weitere Infos zu meiner Reise unter www.angelabrandl.de oder bei meinen Diavorträgen